weißen Gassen Pisanos. Lähmende Angstnot trieb das Volk zusammen, daß es in Massen sich kasteite, um von blinder Furcht gepeitscht auseinanderzustieben. Leichenzüge schwankten führerlos über Straßen und Plätze, und auf dem Anger der Stadt lagen die Toten zuhauf. Schwarze, häßliche Vögel zankten um jeden blanken Knochen. Ein undurchdringlicher Verwesungsbrodem lastete über der Stadt.

Die Kirchenglocken sangen Tag und Nacht, und was an Verstockung im Menschen saß, ward durch den reinen Klang weggespült. Alte Sünder bekehrten sich, und es wurde von einem Wollüstling erzählt, daß er vor jedem Reinen sich demütige.

Ein Mädchen war in Pisano, das sie „Die Heilige" nannten: Judith Aga. Ruhig ging sie durch die Straßen, in denen die Aermsten in Fieber und Durst sich verzehrten. „Ihr Blick heilt", sagten sie. Mit linden Händen sänftigte sie Schmerzen, kühlte sie schweißfeuchte Stirnen, reichte sie labenden Trunk. Nur hin und wieder, wenn sie ruhte, träumte ein liebes Lächeln um ihren Mund, und ein Fürwitziger wollte geflüsterte Worte gehört haben, etwa: „Bald darf ich kommen, mein Liebster!" — Kein Zweifel, sie meinte Jesus, den Erlöser, dem in dieser schwarzverheerten Zeit so manches Mädchen sich anverlobte.

Heißer und heißer ward die Glut. In den Weinbergen ob Pisano schwollen die Trauben, daß sie ganz tief hingen, in harten, verstaubten Rissen sprang die Erde auf und lechzte dem kühlen Feucht entgegen. In den Hirnen der Menschen trocknete schier jedes Denken.

Francesco bebte vor diesem Wirrsal zurück. Es schien ihm, als sei jetzt erst der Mann in ihm erwacht. In stillen, trockenen Tränen ging er durch sein armes, gequältes Pisano; mit entsetzensstarren Augen kehrte er heim. Elena wußte ihm keinen Trost. Selbst schwach und hilflos, konnte sie dem gepeinigten Manne nicht Ruhe noch Frieden bieten.

Wie ein fernes, glückliches Land stieg vor Francesco seine Freundschaft zu Judith auf. „Judith, Heilige von Pisano!" Ein tiefes, bewunderndes Staunen packte ihn. Die er in der Gewöhnung täglichen Zusammenseins so lange übersehen, erschien ihm mit einem Male unfaßbar und drum wie ein Geheimnis lockend.

Eines Tages sah er sie. Vor dem Dom war's, in dessen Schatten sie die von der eklen Pest Befallenen bettete. Hinter einem Pfeiler stand er verborgen. Mütterlich strich sie einem Fiebernden übers Haar. Der war noch jung, aber sein Gesicht war verschattet, eine sengende Glut durchzuckte es. Die brüchigen, fahlen Lippen ließen Flüsterlaute hervor.

„Was willst du?" fragte Judith. Sie legte ihr Ohr an des Siechen Mund. Der bäumte sich auf, in die blicklos stumpfen Augen trat ein heller Schein: „To . . . nia!"

Judith hatte begriffen: „Ja, ich bin bei dir, deine Tonia."

Ein Fieberlachen: „. . . Du . . ."

„Ja, aber du mußt schlafen!"

Da bettete jener gehorsam seinen Kopf auf den Stein.

*

Am nächsten Tag vollendete sich Judiths Schicksal.

Francesco war mit seinem Weib vor die Stadt gegangen, um dem Grauen zu entfliehen. Müde vom Wandern waren sie heimgekehrt, und Francesco hatte Elena

Fortsetzung auf Seite 200

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id35821643S-19240400/126 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG UNIVERSITÄT ERFURT